



Mordecai Richler

# Wie Barney es sieht

Roman

Mit Fußnoten und einem Nachwort  
versehen von Michael Panofsky

Aus dem Englischen  
von Anette Grube

**liebeskind**

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel  
*Barney's Version* bei Chatto & Windus in London.

© Mordecai Richler Productions Limited 1997

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei  
Carl Hanser Verlag GmbH & Co KG, München

Covergestaltung: Marc Müller-Bremer, München  
Covermotiv: J. A. Hampton / Hulton Archive / Getty Images  
Typografie und Satz: Frese Werkstatt, München  
Herstellung: Sieveking print & digital, München  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-935890-97-7

Für Florence  
und in Erinnerung an vier abwesende Freunde:  
Jack Clayton, Ted Allen, Tony Godwin und Ian Mayer

I  
CLARA  
1950-1952

1 Terry ist der Pfahl in meinem Fleisch. Der Splitter unter meinem Fingernagel. Zugegeben, ich versuche, Ordnung in diesen Scherbenhaufen zu bringen und die wahre Geschichte meines verpfuschten Lebens aufzuzeichnen (und schreibe, entgegen einem feierlichen Gelübde, in fortgeschrittenem Alter einen Erstling), weil ich die unflätigen Betrachtungen kontern muss, die Terry McIver in seiner demnächst erscheinenden Autobiografie anstellt: über mich, über meine drei Frauen, alias Barney Panofskys Troika, über das Wesen meiner Freundschaft mit Boogie und natürlich über den Skandal, den ich mit ins Grab nehmen werde wie einen Buckel. Terrys klägliches Machwerk, *Zeit und Rausch*, wird demnächst von Die Gruppe (Entschuldigung, die gruppe) lanciert werden, einem kleinen, von der Regierung subventionierten Verlag in Toronto, der auch eine Monatszeitschrift herausgibt, *die gute erde*, gedruckt – darauf können Sie Gift nehmen – auf Recyclingpapier.

Terry McIver und ich, beide in Montreal geboren und aufgewachsen, verbrachten die frühen fünfziger Jahre gemeinsam in Paris. Der arme Terry wurde lediglich toleriert von meinem Verein, einem Rudel mittelloser, geiler junger Schriftsteller, eingedeckt mit Ablehnungsschreiben, aber voller Zuversicht, dass alles möglich war: Ruhm, sie anhimmelnde Mädchen und Wohlstand warteten gleich hinter der nächsten Ecke – so wie in meiner Kindheit der legendäre Lockvogel von Wrigley's. Der Typ überraschte den Ahnungslosen angeblich auf der Straße und überreichte ihm einen brandneuen Dollarschein, vorausgesetzt, er hatte ein Kaugummipapier von Wrigley's in der Tasche. Mir ist Mr. Wrigley's großzügiger Wohltäter nie über den Weg gelaufen. Aber ein paar meiner Freunde brachten es zu Ruhm: der rastlose Leo Bishinsky, Cedric Richardson, wenn auch unter anderem Namen, und natürlich Clara. Clara, die postum Ruhm als feministische Ikone genießt, geschmiedet auf dem Amboss männlich-chauvinistischer Fühllosigkeit. Auf meinem Amboss, wird behauptet.

Ich war eine Anomalie. Nein, eine Anomie. Ein geborener Unternehmer. Ich hatte weder wie Terry Preise an der McGill University gewonnen noch wie ein paar von den anderen in Harvard oder Columbia studiert. Ich schaffte gerade die Highschool, nachdem ich mehr Zeit

10 an Billardtischen als im Unterricht verbracht und mit Duddy Kravitz Poolbillard gespielt hatte. Ich konnte weder schreiben noch malen. Hatte keinerlei künstlerische Ambitionen, es sei denn, man ließe meine Fantasie gelten, als Varietésänger und -tänzer aufzutreten und den netten Leuten auf den Balkonen mit einem Antippen des Strohhuts die Ehre zu erweisen, während ich in meinen Stepptanzschuhen von der Bühne tänzle und an Peaches, Ann Corio<sup>1</sup>, Lili St. Cyr oder eine andere exotische Tänzerin übergebe, die als Höhepunkt ihrer Nummer zu ohrenbetäubendem Trommelwirbel eine erregende nackte Brust aufblitzen lassen würde. Das war zu einer Zeit, als Stripteasetänzerinnen in Montreal noch längst nicht zur Regel geworden waren.

Ich war ein unersättlicher Leser, aber Sie tun gut daran, das nicht als Anzeichen meines Niveaus zu werten. Oder meiner Sensibilität. Im Grunde muss ich mit einem beifälligen Nicken in Claras Richtung die Niederträchtigkeit meiner Seele eingestehen. Mein abstoßend rechtshaberisches Wesen. Was mich auf den Geschmack brachte, war nicht Tolstois *Der Tod des Iwan Iljitsch* oder Conrads *Geheimagent*, sondern das gute alte Magazin *Liberty*, das jedem Artikel eine Zeitangabe voranstellte: soundso lange würde man brauchen, ihn zu lesen: zum Beispiel fünf Minuten und fünfunddreißig Sekunden. Ich legte meine Mickey-Mouse-Armbanduhr auf den Küchentisch mit dem karierten Wachstuch und las den fraglichen Artikel in, sagen wir, vier Minuten und drei Sekunden und betrachtete mich anschließend als Intellektuellen. Von *Liberty* ging ich über zu Taschenbuchausgaben von John Marquands *Mr.-Moto*-Romanen, die es damals für fünfundzwanzig Cent in Jack und Moes Friseurladen Ecke Park Avenue und Laurier im Herzen von Montreals altem jüdischem Arbeiterviertel, in dem ich aufgewachsen bin, zu kaufen gab. Dieses Viertel brachte den einzigen kommunistischen Abgeordneten hervor, der je ins kanadische Parlament gewählt wurde (Fred Rose), zwei annehmbare Boxer (Louis Alter, Maxie Berger), die obligatorische Anzahl von Ärzten und Zahnärzten, einen gefeierten Spieler und Kasinobesitzer, mehr halsabschneiderische Anwälte, als gebraucht wurden, zahllose Lehrer und *schmate*-Millionäre, ein paar Rabbis und zumindest einen Mordverdächtigen.

Mich.

<sup>1</sup> Die korrekte Schreibweise ist Coreo.

Ich erinnere mich an eineinhalb Meter hohe Schneewehen, die sich draußen auf den Treppen auftürmten und bei Temperaturen unter null weggeschaufelt werden mussten, und an das Gerassel von vorbeifahrenden Autos und Lastwagen, über deren Räder Schneeketten gezogen waren, in Zeiten, als es noch keine Winterreifen gab. An steinhart gefrorene Laken, die in Hinterhöfen an Wäscheleinen hingen. In meinem Zimmer, in dem der Heizkörper nachts zischte und klopfte, entdeckte ich schließlich Hemingway, Fitzgerald, Joyce, Gertie und Alice und unseren Morley Callaghan. Ich wurde volljährig, beneidete sie um ihre Abenteuer in fremden Ländern und traf infolgedessen 1950 eine schwerwiegende Entscheidung.

Ach, 1950. Das war das letzte Jahr, in dem Bill Durnan, fünfmaliger Gewinner der Vezina-Trophäe, bester Torhüter der National Hockey League, für meine geliebten Montreal Canadiens im Tor stand. 1950 konnten *nos glorieux* bereits eine großartige Verteidigerriege einsetzen, ihre Hauptstütze der junge Doug Harvey. Die Stürmertruppe existierte nur zu zwei Dritteln: in Abwesenheit von Hector »Toe« Blake, der 1948 aufgehört hatte, stürmten Maurice »The Rocket« Richard und Elmer Lach zusammen mit Floyd »Busher« Curry. Sie wurden in der regulären Liga nach den verdammt Detroit Red Wings Vizemeister und verloren zu ihrer ewigen Schande im Halbfinale des Stanley Cups vier von fünf Spielen gegen die New York Rangers. Zumindest hatte The Rocket ein gutes Jahr und beendete die Saison als Zweiter der Torschützenliste mit dreiundvierzig Treffern und zweiundzwanzig Vorlagen.<sup>2</sup>

Wie auch immer, 1950, im Alter von zweiundzwanzig Jahren, trennte ich mich von der Revuetänzerin, mit der ich in einer Kellerwohnung in der Tupper Street lebte. Ich hob meine bescheidenen Ersparnisse bei der City and District Savings Bank ab, Geld, das ich als Kellner im alten Normandy Roof verdient hatte (ein Job, den mir mein Vater, Kriminalinspektor Izzy Panofsky, besorgt hatte), und buchte die Überfahrt nach Europa auf der *Queen Elizabeth*<sup>3</sup>, die in New York ablegte. In mei-

<sup>2</sup> Tatsächlich wurde Richard Vierter der Torschützenliste. Ted Lindsay von den Detroit Red Wings wurde mit 23 Treffern und 55 Vorlagen Erster. Sid Abel war Zweiter, Gordie Howard Dritter, dann folgte Richard.

<sup>3</sup> Es war die *Queen Mary*, die 1967 zum letzten Mal fuhr und der *Queen Elizabeth* am 25. September 1967 um 12 Uhr 10 auf See begegnete.



12 ner Arglosigkeit beschloss ich, die Freundschaft derjenigen zu suchen, die ich damals für reinen Herzens hielt, der Künstler, »der heimlichen Gesetzgeber der Welt«, und mich damit zu zieren. Und das, das waren die Zeiten, in denen man noch ungestraft mit College-Mädchen schmusen konnte. Eins, zwei, Cha-Cha-Cha. »If I Knew You Were Comming, I'd've Baked a Cake.« Mondscheinnächte auf Deck, nette Mädchen, die Petticoats, enge Gürtel, Fußkettchen und zweifarbige Halbschuhe trugen, und man konnte sich darauf verlassen, dass sie einen nicht vierzig Jahre später wegen sexuellen Missbrauchs belangen würden, nachdem virile Psychoanalytikerinnen ihre verdrängten Erinnerungen an Vergewaltigung ans Tageslicht gezerrt hatten.

Ich brachte es nicht zu Ruhm, aber schließlich zu Wohlstand. Dieser Wohlstand hatte bescheidene Anfänge. Zunächst wurde ich gesponsert von Yossel Pinsky, einem Auschwitz-Überlebenden, der uns in einer mit einem Vorhang abgetrennten Ecke eines Fotoateliers in der Rue des Rosiers Dollars zum Schwarzmarktkurs wechselte. Eines Abends setzte sich Yossel an meinen Tisch in The Old Navy, bestellte einen *café filtre*, tat sieben Stück Würfelzucker hinein und sagte: »Ich brauche jemand mit einem gültigen kanadischen Pass.«

»Wofür?«

»Um Geld zu machen. Was gibt es sonst noch zu tun?« fragte er und holte sein Schweizer Armeemesser heraus, um seine verbliebenen Fingernägel zu säubern. »Aber zuerst sollten wir uns ein bisschen besser kennenlernen. Hast du schon gegessen?«

»Nein.«

»Dann lass uns essen gehen. He, ich beiße nicht. Komm schon, Junge.«

Und so wurde ich innerhalb eines Jahres unter Yossels Anleitung Exporteur für französischen Käse in ein zunehmend solventeres Nachkriegskanada. In Montreal richtete mir Yossel einen Vertrieb für Vespas ein, diese italienischen Motorroller, die einst ein solcher Hit waren. Außerdem handelte ich im Lauf der Jahre, wobei Yossel stets mein Partner war, gewinnbringend mit Olivenöl, genau wie der junge Meyer Lansky; mit Stoffballen, die auf der Hebrideninsel Lewis with Harris gewebt wurden; mit Altmetall, das ich kaufte und verkaufte, ohne je etwas davon zu Gesicht zu bekommen; mit veralteten DC-3, von denen immer noch einige nördlich des sechzigsten Breitengrads fliegen;

und – nachdem Yossel, den Gendarmen immer einen Schritt voraus, nach Isreal ausgewandert war – mit antiken ägyptischen Kunstgegenständen, gestohlen aus kleineren Grabkammern im Tal der Könige. Aber ich habe meine Prinzipien. Waffen, Drogen oder Gesundheitskost habe ich nie angefasst.

Schließlich wurde ich aber doch ein Übeltäter. In den späten sechziger Jahren produzierte ich mit kanadischem Geld Filme, die nirgendwo länger als eine peinliche Woche liefen, mir und gelegentlich meinen Geldgebern jedoch Hunderttausende von Dollars einbrachten dank eines Steuerschlupflochs, das längst geschlossen ist. Dann produzierte ich am laufenden Band kanadische Fernsehserien, die mies genug waren, um auch in die USA und im Fall unserer großartigen »McIver-von-der-RCMP«-Serie (McIver von der königlich-kanadischen berittenen Polizei), die viele Haudraufszenen in Kanus und Iglus enthält, nach England und in andere Länder verkauft zu werden.

Wenn es von mir verlangt wurde, konnte ich wie ein moderner Patriot herumsäuseln, laut Dr. Johnson die letzte Zuflucht des Schurken. Wann immer ein Minister, ein Verfechter der freien Marktwirtschaft, unter amerikanischen Druck geriet und damit drohte, das Gesetz zu ändern, das auf einem bestimmten Anteil in Kanada produzierter Ätherverschmutzung bestand (und sie in einem schmackhaften Maße auch finanzierte), dann mimte ich auf der Stelle Captain Canada und machte meine Aussage vor dem Komitee. »Wir definieren Kanada für die Kanadier«, erklärte ich ihnen. »Wir sind das Gedächtnis dieses Landes, seine Seele, sein Inbegriff, der letzte Wall, der uns davor schützt, von den schrecklichen Kulturimperialisten aus dem Süden überrollt zu werden.«

Ich schweife ab.

Damals, während unserer Tage in Paris, waren wir Provinz-Großmäuler außer Rand und Band, wir waren trunken von der Schönheit dieser Stadt und hatten Angst, in unsere Hotelzimmer am linken Seineufer zurückzukehren. Womöglich würden wir zu Hause aufwachen, erneut in den Fängen unserer Eltern, die uns daran erinnerten, wie viel sie in unsere Ausbildung investiert hatten und dass es an der Zeit wäre, uns endlich ins Zeug zu legen. In meinem Fall enthielt jeder Luftpostbrief meines Vaters einen eingebauten Stachel: »Erinnerst Du Dich an Yankel Schneider? Er stotterte. Und jetzt? Jetzt ist er konzessionierter Buchprüfer und fährt einen Buick.«

Zu unserem ausgelassenen Haufen gehörten zwei sogenannte Maler, beide aus New York. Die leicht verrückte Clara und der intrigante Leo Bishinsky, der seinen künstlerischen Aufstieg besser managte als Wellington diese Schlacht in einer Stadt in Belgien, Sie wissen schon.<sup>4</sup> Er verließ deswegen einen Ball. Oder unterbrach eine Partie Boule. Nein, das war Drake.

Eine Garage in Montparnasse diente Leo als Atelier, und dort arbeitete er an seinen riesigen Triptychen, mischte die Farben in Eimern und trug sie mit einem Mopp auf. Gelegentlich tauchte er den Mopp in einen Eimer, trat drei Meter zurück und warf den Mopp auf das Bild. Als ich einmal bei ihm war und wir gemeinsam einen Joint rauchten, drückte er mir den Mopp in die Hand. »Versuch's mal«, sagte er.

»Wirklich?«

»Warum nicht?«

Bald schon, so dachte ich, würde Leo sich rasieren und die Haare schneiden lassen und einen Job in einer New Yorker Werbeagentur annehmen.

Ich lag vollkommen falsch.

Wer hätte gedacht, dass Leos Abscheulichkeiten vierzig Jahre später in der Tate Gallery hängen würden, im Guggenheim, im MoMA und in der National Gallery in Washington, dass andere für Millionen an Börsenspekulanten und Arbitrage-Haie verkauft würden, die ihrerseits häufig von japanischen Sammlern überboten wurden. Wer hätte geahnt, dass eines Tages in Leos Garage in Amagansett, die Platz für zehn Autos bietet, statt eines verbeulten Renault<sup>5</sup> Deux-chevaux ein Rolls-Royce Silver Cloud, ein Morgan-Oldtimer, ein Ferrari 250 Berlinetta und ein Alfa Romeo stehen würden, neben anderen Spielzeugen. Oder dass man mir, wenn ich heute beiläufig seinen Namen erwähne, bisweilen Name-dropping vorwirft. Leo war auf dem Titelbild von *Vanity Fair* als Mephistopheles mit Hörnern, magentarotem Umhang und Schwanz, wie er magische Symbole auf den nackten Körper des Starlets des Monats malte.

Früher wusste man, mit wem Leo ins Bett ging, weil ganz einfach

4 Waterloo, wo der Herzog von Wellington und der preußische Feldmarschall Gerhard Leberecht von Blücher am 18. Juni 1815 Napoleon besiegten.

5 Der 2CV war ein Citroën. Er wurde 1948 auf dem Pariser Autosalon vorgestellt, seit 1990 wird er nicht mehr produziert.

ständig eine junge Weißbrot-und-Twinstet-aus-Kaschmir-Frau aus Nebraska, die im Rahmen des Marshallplans arbeitete, im La Coupole auftauchte und sich nichts dabei dachte, an unserem Tisch in der Nase zu bohren. Aber heutzutage treffen sich scharenweise berühmte Models in Leos Villa auf Long Island und streiten sich darum, wer ihm Schamhaare anbieten darf, die er, zusammen mit am Strand gefundenen Glasherben, Fischskeletten, Salamienden und abgeschnittenen Zehennägeln, in seine Gemälde einarbeiten kann.

1951 protzten meine Jungkünstler mit ihrer Befreiung von dem, was sie durchweg als Konkurrenzkampf verunglimpften, aber die bittere Wahrheit ist, dass sie alle, mit der rühmlichen Ausnahme von Bernard »Boogie« Moscovitch, Rivalen waren. Alle waren sie so unerbittlich maßgebend wie der *Organization Man* oder *Der Mann im grauen Flanell*, falls jemand von Ihnen alt genug ist, um sich an diese längst vergessenen Bestseller zu erinnern, die eine Saison lang aktuell waren. Wie Colin Wilson. Oder der Hula-Hoop-Reifen. Und sie waren so besessen von dem Wunsch, Erfolg zu haben, getrieben wie jeder Bengel zu Hause aus der St. Urbain Street, der sein ganzes Geld auf die neue Après-Ski-Kollektion gesetzt hat. Literatur, damit gingen die meisten von ihnen hausieren. Erneuern, wie Ezra Pound verfügte, bevor er für geisteskrank erklärt wurde. Aber keine Angst, sie mussten keine Warenmuster in Kaufhäuser schleppen, nur mit »einem Lächeln und blank geputzten Schuhen« bewaffnet, wie Clifford Odets<sup>6</sup> es einmal ausgedrückt hat. Stattdessen schickten sie ihre Produkte an Zeitschriften und Verlagslektoren und legten einen frankierten, mit ihrer Adresse versehenen Rückumschlag bei. Alle, außer Boogie, mein Gebenedeiter.

Alfred Kazin schrieb über Saul Bellow, dass er schon als junger unbekannter Kerl von der Aura eines Mannes umgeben war, dem Großes bevorstand. Mir erging es so mit Boogie, der sich damals anderen jungen Schriftstellern gegenüber ungewöhnlich großzügig verhielt, wobei es sich von selbst verstand, dass er der Beste von allen war.

In seinen manischen Phasen quasselte Boogie ununterbrochen und wick Fragen zu seiner Arbeit durch Clownerien aus. »Schau mich an«, sagte er einmal, »ich habe alle Fehler Tolstois, Dostojewskis und

6 Nicht Odets, sondern Arthur Miller in *Tod eines Handlungsreisenden*, S. 138. Viking Press Inc., New York 1949.

16 Hemingways zusammen. Ich vögle jedes Bauernmädchen, das mich nimmt. Ich bin ein zwanghafter Spieler. Ein Trinker. He, genau wie Freddy D. bin ich sogar Antisemit, aber da ich selbst Jude bin, zählt das wohl nicht. Das Einzige, was bislang in der Gleichung fehlt, ist mein eigenes Jasnaja Poljana, die Anerkennung meines sagenhaften Talents und das Geld fürs heutige Abendessen, außer du lädst mich ein. Gott segne dich, Barney.«

Boogie war fünf Jahre älter als ich, er war am D-Day über den Omaha Beach an Land gekrochen und hatte die Schlacht an der Bulge überlebt. Er war im Rahmen des GI-Gesetzes in Paris, was ihm hundert Dollar im Monat einbrachte, ein Entgelt, das durch Zuwendungen von zu Hause aufgebessert wurde. Für gewöhnlich investierte er sein Geld mit wechselndem Glück an den *Chemin-de-fer*-Tischen im Aviation Club.

Lassen wir mal das böartige Geschwätz beiseite, das der verlogene McIver neuerdings wieder aufwärmt und das mich bis ans Ende meiner Tage verfolgen wird. Die Wahrheit ist, dass ich nie einen besseren Freund hatte als Boogie. Ich verehrte ihn. Und über vielen gemeinsam gerauchten Joints und literweise *vin ordinaire* gelang es mir, Versatzstücke über seine Familie zusammenzutragen. Boogies Großvater, Moïshe Lev Moscovitch, geboren in Bialystok, fuhr auf dem Zwischendeck von Hamburg nach Amerika und brachte es dank harter Arbeit und Sparsamkeit vom fliegenden Hühnerhändler zum Alleininhaber einer koscheren Metzgerei in der Rivington Street in New Yorks Lower East Side. Sein erstgeborener Sohn, Mendel, baute diese Metzgerei zu Peerless Gourmet Packers aus, die während des Zweiten Weltkriegs die US-Armee mit Überlebenspaketen versorgte. Anschließend belieferte Peerless Supermärkte im Staat New York und in Neuengland mit Schinken aus Virginia, Würsten nach altenglischer Art, Spareribs à la Mandarin und Granny's Gobblers (tiefgefrorenen, ofenfertigen Truthähnen). Mendel, der sich jetzt Matthew Morrow nannte, erwarb eine Vierzehn-Zimmer-Wohnung in der Park Avenue, dazu ein Zimmermädchen, eine Köchin, einen Butler, der zugleich Chauffeur war, und eine englische Gouvernante aus der Old Kent Road für seinen erstgeborenen Sohn, Boogie, der später Sprechunterricht nehmen musste, um sein Cockney loszuwerden. Statt einen Geigenlehrer und einen hebräischen *malamud* für Boogie einzustellen, schickte Matthew seinen Sohn, von

dem erwartet wurde, dass er die Familie tief in den WASP-Block trieb, zu einem militärischen Sommercamp nach Maine. »Ich sollte reiten, schießen, segeln, Tennis spielen und die andere Backe hinhalten lernen«, sagte er. Als er sich für das Camp anmeldete, trug er auf Anweisung seiner Mutter in die Rubrik Religionszugehörigkeit »atheistisch« ein. Der Camp-Leiter zwinkerte ihm zu, strich das Wort durch und schrieb stattdessen »jüdisch«. Boogie nahm das Camp auf sich, ebenso Andover, aber das Studium in Harvard hängte er im zweiten Jahr, 1941, an den Nagel, ging als Infanterist zur Armee und änderte seinen Namen in Moscovitch zurück.

Auf hartnäckige Nachfragen seitens des ernsten Terry McIver ließ Boogie einmal widerwillig durchblicken, dass im ersten Kapitel des irritierenden Romans, an dem er gerade schrieb und der im Jahr 1912 begann, der Protagonist von Bord der *Titanic* geht, die ihre Jungfernfahrt beendet und sicher in New York angelegt hat, und von einer Reporterin begrüßt wird. »Wie war die Fahrt?« fragt sie.

»Langweilig.«

Boogie improvisierte, dessen bin ich sicher, und fuhr fort, dass sein Held zwei Jahre später mit dem Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Ungarn und seiner Frau in einer Kutsche fährt und, als sie über eine Erhebung in der Straße holpern, sein Opernglas fallen lässt. Der Erzherzog, ganz *noblesse oblige*, beugt sich hinunter, um es aufzuheben, und entgeht dadurch der Kugel eines serbischen Wirtkopfs. Ein paar Monate später marschieren die Deutschen nichtsdestoweniger in Belgien ein. Dann, 1917, fragt Boogies Protagonist, der sich mit Lenin in einem Züricher Café die Zeit vertreibt, nach einer Erklärung des Mehrwerts, und Lenin, der sich für das Thema erwärmt, verbringt zu viel Zeit über Blätterteigstückchen und Milchkaffee und versäumt seinen Zug. Der versiegelte Wagen trifft ohne ihn im Bahnhof von Petrograd ein.

»Das sieht dem verdammten Iljitsch ähnlich«, sagt der Anführer der Delegation, die gekommen ist, um ihn auf dem Bahnsteig zu begrüßen. »Was machen wir jetzt?«

»Vielleicht könnte Leo ein paar Worte sagen?«

»Ein paar Worte? Leo? Dann stehen wir in Stunden noch hier.«

Boogie sagte zu Terry, dass er die wichtigste Aufgabe des Künstlers erfülle – Ordnung ins Chaos zu bringen.

»Ich hätte wissen müssen, dass man dir keine ernst gemeinten Fragen stellen darf«, sagte Terry und verließ unseren Tisch.

Während des folgenden Schweigens wandte sich Boogie, um sich zu entschuldigen, an mich und erklärte, er habe von Heinrich Heine *le droit de moribondage* geerbt.

Boogie konnte eine Unterhaltung zum Erliegen bringen, indem er derartige Bemerkungen aus einem versteckten Winkel seines Gehirns hervorholte. Und ich ging anschließend in eine Bibliothek und bildete mich.

Ich liebte Boogie und vermisse ihn fürchterlich. Ich würde mein Vermögen dafür geben (oder sagen wir die Hälfte meines Vermögens), damit dieser rätselhafte Mensch, diese eins fünfundachtzig große Vogel-scheuche wieder federnden Schritts durch meine Tür käme, an einer Romeo y Julieta ziehend, ein zweideutiges Lächeln auf den Lippen, und fragte: »Hast du endlich Thomas Bernhard gelesen?« Oder: »Was hältst du von Chomsky?«

Gott weiß, er hatte seine dunklen Seiten, verschwand wochenlang – manche behaupteten, in eine Jeschiwa in Mea Shearim, andere schworen, in ein Kloster in der Toskana, aber niemand wusste wirklich, wo er war. Dann, eines Tages, tauchte er wieder auf – nein, materialisierte sich – in einem unserer bevorzugten Cafés, ohne ein Wort der Erklärung, in Begleitung einer hinreißenden spanischen Herzogin oder einer italienischen Gräfin.

An seinen schlechten Tagen reagierte Boogie nicht auf mein Klopfen an seiner Hotelzimmertür oder sagte, wenn er doch öffnete, nicht mehr als: »Geh wieder. Lass mich allein.« Und ich wusste, dass er im Bett lag, high vom Heroin, oder dass er an seinem Tisch saß und Listen mit den Namen der jungen Männer zusammenstellte, die mit ihm gekämpft hatten und gefallen waren.

Es war Boogie, der mir Gontscharow, Huysmans, Céline und Nathaniel West nahebrachte. Er nahm Sprachunterricht bei einem weißrussischen Uhrmacher, mit dem er sich angefreundet hatte. »Wie kann jemand durchs Leben gehen«, fragte er, »ohne Dostojewski, Tolstoi und Tschekow im Original lesen zu können?« Er sprach fließend Hebräisch und Deutsch und studierte einmal in der Woche mit einem Rabbi den Sohar, das heilige Buch der Kabbala, in der Synagoge in der Rue Notre-Dame-de-Lorette, eine Adresse, die ihn entzückte.

Vor Jahren beschaffte ich mir alle acht kryptischen Kurzgeschichten, die Boogie in *Merlin*, *Zero* und der *Paris Review* publiziert hatte, mit der Absicht, sie in einer limitierten Ausgabe herauszubringen, jedes Exemplar nummeriert, schön gedruckt, Kosten unerheblich. Die Geschichte, die ich aus offenkundigen Gründen wieder und wieder gelesen habe, ist eine Variation eines keineswegs originellen Themas, aber brillant geschrieben, wie alles von ihm. »Margolis« handelt von einem Mann, der losgeht, um sich eine Schachtel Zigaretten zu kaufen, und nie zu seiner Frau und seinen Kindern zurückkehrt, sondern irgendwo anders eine neue Identität annimmt.

Ich schrieb Boogies Sohn in Santa Fe und bot ihm einen Vorschuss von zehntausend Dollar an, dazu einhundert Freiemplare und den gesamten Gewinn, den das Unternehmen abwerfen würde. Er antwortete in Form eines eingeschriebenen Briefes, in dem er Verwunderung ausdrückte, dass ausgerechnet ich die Verwegenheit besäße, an so ein Vorhaben auch nur zu denken, und warnte mich, dass er nicht zögern würde, rechtliche Schritte einzuleiten, sollte ich es wagen, den Plan in die Tat umzusetzen. So viel dazu.

Moment mal. Ich bin ratlos. Ich versuche, mich an den Namen des Autors von *Der Mann im grauen Flanell* zu erinnern. Oder war es *Der Mann mit dem Brooks-Brothers-Hemd*? Nein, das schrieb die Schwindlerin. Lillian wie-hieß-sie-noch? Na los. Ich weiß es. Wie die Mayonnaise. Lillian Krafft? Nein. *Hellman*. *Lillian Hellman*. Der Name des Autors von *Der Mann im grauen Flanell* ist nicht wichtig. Er hat keinerlei Bedeutung. Aber jetzt, wo es mir ihm Kopf herumgeht, werde ich die ganze Nacht nicht schlafen können. Diese zunehmend häufigen Gedächtnisaussetzer treiben mich noch in den Wahnsinn.

Letzte Nacht, als ich schon fast eingeschlafen war, konnte ich mich nicht mehr an den Namen des Dings erinnern, mit dem man Spaghetti abseiht. Man stelle sich das vor. Ich habe es tausend Mal benutzt. Ich sah es vor mir. Aber ich wusste nicht mehr, wie man das verdammte Ding nennt. Und ich wollte nicht aufstehen, um in den Kochbüchern nachzusehen, die Miriam zurückgelassen hat, weil ich dann nur wieder daran gedacht hätte, dass einzig und allein ich an meinem Unglück schuld bin, und um drei würde ich sowieso aufstehen müssen, um zu pinkeln. Nicht den schnellen, sprudelnden Strom meiner Pariser Tage, nein, Sir. Jetzt war es ein Tröpfeln, Tröpfeln, Tröpfeln, und gleichgül-



20 tig, wie heftig ich ihn schüttelte, die letzten Tropfen rannen immer in ein Bein meiner Schlafanzughose.

Ich lag wutentbrannt im Dunkeln und sagte laut die Nummer auf, die ich wählen musste, wenn ich einen Herzinfarkt hätte.

»Sie sind mit dem Montreal General Hospital verbunden. Wenn Sie ein Touch-tone-Telefon haben und die Nebenstellenummer wissen, dann wählen Sie jetzt bitte diese Nummer. Wenn nicht, wählen Sie 17 für den Service in der Sprache der *maudits anglais* oder 12 für den Service *en français*, der ruhmreichen Sprache unserer unterdrückten Gesamtheit.«

21 für den Notfallwagen.

»Sie sind mit der Krankenwagen-Einsatzzentrale verbunden. Bitte warten Sie, und jemand wird sich Ihrer annehmen, sobald wir unsere Strip-Poker-Partie beendet haben. Wir wünschen Ihnen einen schönen Tag.«

Während ich wartete, wurde Mozarts *Requiem* vom Band gespielt.

Ich tastete herum, um mich zu vergewissern, dass meine Digitalis-Tabletten, meine Lesebrille und mein Gebiss in Reichweite auf dem Nachttisch lagen. Dann schaltete ich kurz das Licht ein und zog meine Boxershorts herunter, um sie auf Schleuderspuren zu überprüfen, denn sollte ich in der Nacht versterben, sollten Fremde nicht denken, ich wäre ein schmutziger alter Mann gewesen. Dann versuchte ich es mit dem üblichen Schachzug. Denk an etwas anderes, etwas Beruhigendes, und der Name des Spaghetti-Dingsbums wird dir ganz von allein einfallen. Ich stellte mir Terry McIver vor, der in einem haiverseuchten Meer verblutet, und als der Rettungshubschrauber ihn aus dem Wasser hieven will, spürt er einen weiteren Biss in den Stummeln, die einst seine Beine waren. Was schließlich von dem verlogenen, selbstgefälligen Autor von *Zeit und Rausch* übrig bleibt, ein tropfender Torso, wird aus dem Wasser gezogen und hüpfte auf der aufgewühlten Oberfläche auf und ab wie ein Köder, nach dem die Haifische schnappen.

Als Nächstes war ich wieder ein schmutziger Vierzehnjähriger und machte zum himmlischen ersten Mal den filigranen BH der Lehrerin auf, die ich Mrs. Ogilvy nennen werde, während eins dieser Nonsenselieder aus dem Radio in ihrem Wohnzimmer tönte:

Mairzy doats,  
and dozy doats,  
and little lambseativity,  
akid'leativitytoo,  
wouldn't you?

Überraschenderweise leistete sie keinen Widerstand. Stattdessen schleuderte sie die Schuhe von sich und wand sich aus ihrem Schottenrock, womit sie mir einen gehörigen Schrecken einjagte. »Ich weiß gar nicht, was in mich gefahren ist«, sagte die Lehrerin, die mir eine Eins mit Stern für meinen Aufsatz über *Zwei Städte* gegeben hatte, den ich, hier und da einen Satz verändernd, aus einem Buch von Granville Hicks abgeschrieben hatte. »Ich vergreife mich an einem Kind.« Dann verpatzte sie in meinen Augen alles, weil sie mit einer gewissen Klassenzimmerstrenge hinzufügte: »Aber sollten wir nicht zuerst die Spaghetti absehen?«

»Doch. Klar. Aber was für ein Dingens benutzen wir dazu?«

»Ich mag sie *al dente*«, sagte sie.

Und dann gab ich Mrs. Ogilvy in der Hoffnung auf ein besseres Ergebnis eine zweite Chance, rief die Erinnerung an sie erneut wach und taumelte mit ihr auf das Sofa, wobei ich mir für mein altersschwaches Hier und Jetzt zumindest eine halbsteife Erektion ausrechnete.

»Oh, du bist so ungeduldig«, sagte sie. »Warte. Noch nicht. *En français, s'il vous plaît.*«

»Was?«

»Ach du liebe Zeit. Was für Manieren. Wir meinen ›Wie bitte?‹, nicht wahr? Also jetzt bitte ›Noch nicht‹ auf Französisch.«

»*Pas encore.*«

»Sehr gut«, sagte sie und zog eine Schublade im Beistelltischchen auf. »Ich möchte zwar nicht, dass du mich für eine schaurige Schreckschraube hältst, aber bitte sei ein rücksichtsvoller Junge und zieh zuerst dieses Ding über deinen hübschen kleinen Pimmel.«

»Ja, Mrs. Ogilvy.«

»Gib mir deine Hand. Hat man schon je so schmutzige Fingernägel gesehen? Da. So. Mit Gefühl. O ja, bitte. *Warte!*«

»Was habe ich jetzt wieder falsch gemacht?«

»Ich dachte nur, du würdest gerne wissen, dass nicht Lillian Hell-

22 man *Der Mann im Brooks-Brothers-Hemd* geschrieben hat, sondern Mary McCarthy.«

Verdammt verdammt verdammt. Ich stand auf, schlüpfte in den fadenscheinigen Morgenmantel, von dem ich mich nicht trennen kann, weil er ein Geschenk von Miriam ist, und tappte in die Küche. Ich riss die Schubladen auf, holte ein Küchenutensil nach dem anderen heraus und benannte sie mühelos: Suppenkelle, Eieruhr, Zange, Tortenheber, Kartoffelschäler, Teenetz, Messbecher, Dosenöffner, Kochlöffel ... Und dort hing es, an einem Haken an der Wand, das Ding, mit dem man Spaghetti abseiht, *aber wie hieß es?*

Ich habe Scharlach überlebt, Mumps, zwei Überfälle, Filzläuse, die Extraktion aller meiner Zähne, eine Hüftgelenkoperation, eine Mordanklage und drei Ehefrauen. Die erste ist tot, und die zweite Mrs. Panoofsky würde, sollte sie meine Stimme hören, auch nach all den Jahren kreischen, »Mörder, was hast du mit seiner Leiche gemacht?«, bevor sie den Hörer aufknallte. Aber Miriam würde mit mir reden. Vielleicht würde sie sogar angesichts meines Dilemmas in Gelächter ausbrechen. Ach, wenn in diesen Räumen nur ihr Lachen zu hören wäre. Ihr Duft zu riechen. Ihre Liebe zu spüren. Das Problem ist, dass wahrscheinlich Blair abheben würde, und ich habe bereits beim letzten Mal, als ich diesen arroganten Idioten dranhatte, meinem Ruf geschadet. »Ich möchte mit meiner Frau sprechen«, sagte ich.

»Sie ist nicht länger deine Frau, Barney, und du bist offensichtlich berauscht.«

Das sah ihm ähnlich, »berauscht« zu sagen. »Selbstverständlich bin ich betrunken. Es ist vier Uhr morgens.«

»Und Miriam schläft.«

»Aber ich wollte doch mit dir sprechen. Ich habe gerade meine Schreibtischschubladen aufgeräumt und ein paar umwerfende Nacktfotos von ihr gefunden, als sie noch mit mir zusammen war. Und ich dachte, du wolltest sie vielleicht haben, damit du weißt, wie sie zu ihren besten Zeiten ausgesehen hat.«

»Du bist widerlich«, sagte er und legte auf.

Stimmt. Trotzdem steppete ich durchs Wohnzimmer, tanzte meine Version vom Shim Sham Shimmy des großen Ralph Brown, ein volles Glas Cardhu in der Hand.

Es gibt Menschen, die Blair für einen anständigen Kerl halten. Ei-

nen ausgezeichneten Wissenschaftler. Sogar meine Söhne verteidigen ihn. Wir verstehen, wie du dich fühlst, sagen sie, aber er ist ein intelligenter und fürsorglicher Mann und liebt Miriam hingebungsvoll. Blödsinn. Er ist ein Dampfmeister mit Pensionsberechtigung. Er kam in den sechziger Jahren von Boston nach Kanada, um der Einberufung zu entgehen wie Dan Quayle und Bill Clinton, und folglich gilt er bei seinen Studenten als Held. Was mich betrifft, will es mir nicht in den Kopf, dass jemand lieber nach Toronto geht als nach Saigon. Jedenfalls habe ich Blairs Faxnummer in der Fakultät, und bisweilen, wenn ich mir vorstelle, wie Boogie sich verhalten hätte, setze ich mich und feure ein Geschoss auf ihn ab.

Fax an Herrn Doktor Blair Hopper né Hauptman  
von Sexorama Novelties

ACHTUNG  
PRIVAT UND VERTRAULICH

Lieber Herr Doktor Hopper,

wir bedanken uns für Ihr Schreiben vom 26. Januar und begrüßen Ihre Idee, am Victoria College den alten Ivy-League-Brauch einzuführen und ausgewählte Studentinnen zu bitten, nackt für Fotos zu posieren, von vorne, von der Seite und von hinten. Ihre Anregung, dabei Strapse und andere Accessoires zu benutzen, zeugt von Inspiration. Das Vorhaben birgt, wie Sie es ausdrücken, ein großes kommerzielles Potenzial. Wir müssen die Fotos jedoch zuerst eingehend prüfen, bevor wir Ihren Vorschlag aufgreifen können, ein neues Kartenspiel auf den Markt zu bringen.

Hochachtungsvoll  
Dwayne Connors  
Sexorama Novelties

P.S. Wir bestätigen den Eingang Ihres KNACKIGE-JUNGEN-Kalenders 1995, können Ihnen den Kaufpreis jedoch nicht erstatten, weil die August- und Septemberseiten zusammengeklebt sind.

o.45. Mittlerweile hielt ich das Spaghetti-Dingsbums in meiner leberfleckigen Hand, die zudem verrunzelt ist wie der Rücken einer Eidechse, aber ich wusste immer noch nicht, wie man es nennt. Ich legte es weg, goss mir einen großen Macallan ein, nahm das Telefon und rief meinen ältesten Sohn in London an. »Hallo, Mike. Das ist dein Sechsuhr-Weckruf. Zeit, dass du aufstehst und joggen gehst.«

»Hier ist es fünf Uhr sechszwanzig.«

Zum Frühstück würde mein pedantischer Sohn Müsli, Joghurt und ein Glas Zitronenwasser zu sich nehmen. Die jungen Leute heutzutage.

»Geht's dir gut?« fragte er, und seine Besorgnis trieb mir nahezu Tränen in die Augen.

»Ich bin in Hochform. Aber ich habe ein Problem. Wie heißt das Ding, in dem man Spaghetti abseht?«

»Bist du betrunken?«

»Natürlich nicht.«

»Hat dir Dr. Herscovitch nicht gesagt, dass es dich umbringen wird, wenn du wieder damit anfängst?«

»Ich schwöre beim Leben meiner Enkelkinder, dass ich seit Wochen keinen Tropfen angerührt habe. Ich bestelle nicht mal mehr *Coq au vin* im Restaurant. Würdest du jetzt bitte meine Frage beantworten?«

»Ich lege hier auf, nehme das Telefon im Wohnzimmer, und dann können wir reden.«

Die Gesundheitsfaschistin durfte nicht geweckt werden.

»Hier bin ich wieder. Meinst du Sieb?«

»Selbstverständlich meine ich Sieb. Es lag mir auf der Zunge. Ich wollte es gerade sagen.«

»Nimmst du deine Tabletten?«

»Klar. Hast du in letzter Zeit von deiner Mutter gehört?« fragte ich zwanghaft, obwohl ich mir geschworen hatte, mich nie wieder nach ihr zu erkundigen.

»Sie und Blair sind am 4. Oktober<sup>7</sup> gekommen und drei Tage geblieben, sie waren unterwegs zu einer Konferenz in Glasgow.«

»Mir ist sie mittlerweile vollkommen egal. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie angenehm es ist, dass mir niemand mehr vorwirft, ich

<sup>7</sup> Laut meinem Tagebuch kamen Blair und meine Mutter am 7. Oktober in London an, und die Konferenz fand in Edinburgh statt.

hätte vergessen, den Toilettensitz hochzuklappen. Aber als neutraler Beobachter muss ich sagen, sie hätte jemand Besseren verdient.«

»Du meinst dich?«

»Erzähl Caroline«, sagte ich, um mich zu revanchieren, »ich hätte irgendwo gelesen, dass Salatblätter bluten, wenn man sie schneidet, und dass Karotten traumatisiert werden, wenn man sie aus der Erde zieht.«

»Dad, ich hasse die Vorstellung, dass du allein in dieser großen, leeren Wohnung lebst.«

»Wie der Zufall es will, ist heute Nacht eine, wie man es jetzt wohl nennt, ›Unterhaltungskraft‹, oder heißt es ›Sexarbeiterin‹, hier. Ungehobelte Kerle wie ich nannten es früher Weibsbild. Erzähl's ruhig deiner Mutter. Mir ist das egal.«

»Warum kommst du nicht her und suchst uns für eine Weile heim?«

»Weil es in dem London, an das ich mich am besten erinnere, auch im schicksten Restaurant als ersten Gang graubraune Windsor-Suppe gibt oder eine Grapefruit mit einer Maraschino-Kirsche mittendrauf, die aussieht wie eine Brustwarze, und die meisten Menschen, die ich dort kannte, mittlerweile tot sind, und das war auch an der Zeit. Harrods ist zu einem Euroschrott-Tempel verkommen. Überall in Knightsbridge stößt man auf reiche Japsen, die Filme über ihresgleichen drehen. White Elephant ist kaputt, ebenso Isow's, und auch L'Etoile ist nicht mehr, was es war. Mich interessiert nicht, wer mit Di bumst oder ob Charles als Tampon wiedergeboren wird. In den Pubs hält man es nicht mehr aus wegen dieser lauten Spielautomaten und der dröhnenden Dschungelmusik. Und zu viele von den Unsrigen sind dort was anderes. Wenn sie in Oxford oder Cambridge waren oder mehr als hunderttausend Pfund im Jahr verdienen, sind sie keine Juden mehr, sondern ›jüdischer Abstammung‹, was nicht dasselbe ist.«

In London habe ich nie Wurzeln geschlagen, aber in den fünfziger Jahren war ich für drei Monate dort und 1961 noch einmal zwei Monate. Damals versäumte ich die entscheidenden Spiele des Stanley Cup. Es war das Jahr, in dem im Halbfinale die hochfavorisierten Canadiens in sechs Spielen von den Chicago Black Hawks aus dem Rennen geworfen wurden. Ich wünsche noch immer, ich hätte das zweite Spiel gesehen, in Chicago, das die Hawks 2 : 1 in der zweiundfünfzigsten Minute der Verlängerung gewannen. An diesem Abend bestrafte der

26 Schiedsrichter, Dalton McArthur, dieser übereifrige Mistkerl, Dickie Moore in der *Verlängerung* wegen Beinstellens und ermöglichte Murray Balfour, den entscheidenden Treffer zu landen. Ein wutentbrannter Toe Blake, unser damaliger Trainer, stürmte aufs Eis, um McArthur eine reinzuhauen, und erhielt eine Geldstrafe von zweitausend Dollar. Ich war 61 nach London geflogen, um an dieser Koproduktion mit Hymie Mintzbaum zu arbeiten, aber es endete in einem so unerquicklichen Streit, dass wir über Jahre hinaus nichts mehr miteinander zu tun haben wollten. Hymie, geboren und aufgewachsen in der Bronx, ist – im Gegensatz zu mir – anglophil.

Den Briten kann man einfach nicht trauen. Bei den Amerikanern (Gleiches gilt für die Kanadier) trügt der Schein nicht. Aber man mache es sich in Heathrow auf seinem Sitz in der 747 neben einem scheinbar langweiligen alten Engländer mit wabbligem Doppelkinn und einem angelernten Stottern bequem, offensichtlich ein wichtiger Mann in der Stadt, der sich dem Kreuzworträtsel in der *Times* widmet, und wage ja nicht, ihn von oben herab zu behandeln. Mr. Milquetoast, der einen schwarzen Judogürtel besitzt, wurde vermutlich 1943 mit dem Fallschirm über der Dordogne abgesetzt, hat einen oder zwei Züge in die Luft gejagt und die Gestapo überlebt, indem er sich darauf konzentrierte, was später zur definitiven Übersetzung des *Gilgamesch* aus dem Sin-Leqi-Inninni wurde; und jetzt – seine Koffer vollgestopft mit den besten Cocktaillkleidern und der verführerischsten Wäsche seiner Frau – ist er zweifellos unterwegs zur Jahreskonferenz der Transvestiten in Saskatoon.

Wieder einmal bot mir Mike das Gartenhaus an. Ganz für mich allein. Mit eigenem Eingang. Und wie herrlich schrecklich es für seine Kinder wäre, die von *Freitag dem 13.* begeistert waren, ihren Großvater kennenzulernen. Aber ich hasse es, Großvater zu sein. Es ist unanständig. In meiner Vorstellung bin ich immer noch fünfundzwanzig. Höchstens dreiunddreißig. Gewiss nicht siebenundsechzig und nach Verfall und zerschlagenen Hoffnungen riechend. Mit säuerlichem Atem. Mit Gelenken, die dringend geölt werden müssten. Und jetzt, da ich ein Hüftgelenk aus Plastik habe, bin ich nicht einmal mehr biologisch abbaubar. Umweltschützer werden gegen meine Beerdigung protestieren.

Bei einem meiner letzten jährlichen Besuche bei Mike und Caroli-

ne traf ich beladen mit Geschenken für meine Enkelkinder und ihre Ladyship (wie Saul, mein zweiter Sohn, sie nennt) ein, die *pièce de résistance* war jedoch für Mike: eine Schachtel Cohibas, die ich mir in Kuba hatte besorgen lassen. Es schmerzte, mich von diesen Zigarren zu trennen, aber ich hoffte, Mike, mit dem ich immer ein schwieriges Verhältnis hatte, damit eine Freude zu machen, und er war überglücklich. Dachte ich zumindest. Aber einen Monat später war Tony Haines, ein Partner von Mike und zufälligerweise auch ein Cousin von Caroline, anlässlich einer Geschäftsreise in Montreal. Er rief mich an, weil er mir ein Geschenk von Mike, einen halben geräucherten Lachs von Fortnum's, übergeben wollte. Wir trafen uns bei Dink's. Er zog sein Zigarrenetui heraus und bot mir eine Cohiba an. »Ach, wunderbar«, sagte ich. »Danke.«

»Mir müssen Sie nicht danken. Sie sind ein Geburtstagsgeschenk von Mike und Caroline.«

»Ach, wirklich«, sagte ich und belastete mich mit weiterem familiärem Verdross, den ich hegen und pflegen konnte. Oder, laut Miriam, in Ehren halten. »Manche Leute sammeln Briefmarken oder Streichholzbriefchen«, sagte sie einmal, »aber du, mein Liebling, du sammelst Verdross.«

Bei jenem Besuch brachten mich Mike und Caroline in einem Schlafzimmer im ersten Stock unter, alles todschick, von Conran oder der General Trading Company. Auf meinem Nachttisch standen ein Strauß Freesien und eine Flasche Perrier, aber kein Aschenbecher. Als ich die Nachttischschublade öffnete, um nach etwas zu suchen, was ich stattdessen benutzen konnte, fand ich eine zerrissene Strumpfhose. Ich schnüffelte daran und erkannte augenblicklich den Geruch. Miriams. Sie und Blair hatten in diesem Bett gelegen und es vergiftet. Ich riss die Laken herunter und suchte die Matratze nach verräterischen Flecken ab. Nichts. Ha, ha, ha. Professor Schlappschwanz war nicht vollzugsfähig. Herr Doktor Hopper, né Hauptman, las ihr stattdessen wahrscheinlich im Bett laut vor. Seine dekonstruktivistischen Gedanken zu Mark Twains Rassismus. Oder zu Hemingways Homophobie. Trotzdem holte ich aus dem Bad eine Riesendose Pinienduftspray und besprühte damit die Matratze, dann machte ich irgendwie das Bett und legte mich wieder hin. Ich verhedderte mich in den Laken, das Durcheinander war zum Verrücktwerden. Das Zimmer stank nach Pi-



28 nien. Ich machte das Fenster sperrangelweit auf. Es war arschkalt. Ich, der verlassene Ehemann, war wohl dazu verdammt, an Lungenentzündung in einem Bett zu sterben, das Miriams Wärme geatmet hatte. Ihre Schönheit. *Ihren Verrat*. Nun ja, Frauen ihres Alters leiden an Hitze wallungen und geistiger Verwirrung und werden manchmal unerklärlicherweise zu Ladendiebinen. Sollte sie festgenommen werden, würde ich mich weigern, als Leumundszeuge für sie auszusagen. Nein, ich würde beschwören, dass es sie schon immer in den Fingern gejackt hat. Soll sie im Knast verfaulen. Miriam, Miriam, Sehnsucht meines Herzens.